

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

85.

Dienstag, am 16. Juli 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Ein
Eisenbahn und immer Eisenbahn.

Sie schirrten todte Rosse auf
Aus wildem Elementögespann,
Ihr Leib ist Erz, und Dampf der Schnauf,
Und Fen'r der Sporn, und Sturm der Lauf,
Das Leben hängt als Schweiß sich an
Mit Ketten, Niegeln und Verschluss,
Daß es dem Tode folgen muß.
Mit Todtenschnelle geht es fort,
Kein Schwager knallt hinein,
Kein Wegesgruß, kein schelmisch Wort,
Kein Posthorn weckt den müden Ort
Und klingt zum Traume ein.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unser Posthorn uns genommen!

Senst blühte uns wohl noch einmal
Ein Blümchen auf dem Wege,
Und wechselnd schlug der weiche Pfad
Sich über Auen, Berg und Thal;
Die Heerde theilte traulich unsre Stege
Und spielte sorglos um das Rad,
Es lauscht' das Reh im nahen Laubgehege,

Es sang der Baum, die stille Saat,
Ihr Hufschlag wirft die Blumen aus dem Wege,
Ihr Athem stößt den Vogel aus dem Flug,
Jedwedes Leben scheucht der schnelle Leichenzug,
Kein Weg ist leer und hart genug,
Noch Eisen unterm Eisenrade,
Sind ehern ihre kalten Pfade
Wie das Gesetz der Noth:
Abweichen — Tod.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unsre Wege uns genommen!

Hin jagt das Ross durch Erdennacht,
Zieht unter dem Bette der Wegen fort,
Hat zu den Wolken sich aufgemacht,
Und jagen wir hier, und jagen wir dort,
Wir haben nicht Tiefen, wir haben nicht Höhen,
In's Flache, in's Flache muß Alles vergehen.
Die Felder, sie fliegen, die Bäume, der See,
Die Farben verschwimmen in Massen des Lichts,
Es schreien die Pfade, es zittert die Höh',
Wir sehen Alles und sehen doch Nichts. —
Raum hat das Auge die Ferne erflogen,
Die grauen Thürme im dämmernden Thal,
Zu den Bergen, den blauen, die Sehnsucht gezogen,
Sind wir hinter Bergen und Thürmen zumal,
Und eh' wir es ahnen, da liegt es uns offen

Und nahe, was unsern Träumen so weit,
Wir können nichts hinter den Bergen mehr hoffen!
Verloren der Wahn an die Wirklichkeit!

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rer's Sehnen uns genommen!

Dort schattet der Wald, hier grüßet ein Dach,
Hier hab' ich verkehrt und dort wohl geruht,
Die alten Plätze schau'n traurig mir nach,
Daß tief in die Seele es weh mir thut.
Wir können nicht rasten, wir können nicht weilen,
Die Andern wollen, wir müssen eilen,
Aus Gewühl heraus, in Gewühl hinein,
Und das Gewühl faust mit uns hin,
Wähnen wir einem entronnen zu sein,
Sind wir im andern nur drin.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rer's Ruhe uns genommen!

Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinein,
Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinaus,
Humor, der alte Reis'cumpan, steigt nicht mehr ein
Und nicht als Lieb' und Freundschaft wieder aus.

Man hat mitsammen nicht geweint, gelacht,
Nicht Noth, nicht Glück, nicht Lust, nicht Leid,
Hat enger Herz an Herz gebracht,
Zu Lieb' und Freundschaft war ja keine Zeit.
Wir sehn — vergessen uns, derweil wir sehn,
Wir zahlten leeren Platz und fragen nur, wo's leer?
Wir kommen an, sehn gähnend nach der Uhr und
gehn —

Wir zahlten und sind Niemand schuldig mehr.
Die leere Gegenwart hat nicht Vergangenheit,
Und wo sie fehlt, fehlt die Erinnerung,
Sie fehlt, wo wir vergessen schon, noch Angesichts —
Wir sind gefahren so und so viel Zeit,
Und weiter wissen wir von unsrer Reise nichts.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rer's Erinnerung genommen!

Und kehren heim wir auch von weit hinaus,
Es ist nicht mehr der alte Gruß,
Wir bringen keine Wunder mehr in's Haus;
Wie's kam, so's Jedem kommen muß,
Gedruckt ist's längst, schon Alles wissen wir,
In Uniform geht Glück und Unglück hier.

O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Abenteuer und Wunder 'nommen.

Um ihre Ferne kamen Stadt und Lande,
Um ihre stille Hoheit Wüste, Meer,
Die ganze Erde unter'm Eisenbände
Und die Unendlichkeit von grauen Tagen her,

Eng eingeschnitten wird der Raum,
Gebrochen seine Rechte an die Zeit,
Die Wirklichkeit, sie wird zum Traum
Und unser Traum stirbt an der Wirklichkeit.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unsre Erde uns genommen!

Scherenberg.

Der natürliche Sohn.

Novelle von Robert Heller.

(Fortsetzung.)

5.

Als Simon Renard von der Zusammenkunft mit Granvella in sein Haus zurückkehrte, fand er Armand Billet, welcher ihn erwartet hatte.

„Sure Fürsprache war nutzlos. Ich sah es an dem unheimlichen Zuge um Guern Mund. Das Verderben Katharina's ist unwiderruflich beschlossen,“ rief ihm der junge Mann entgegen.

„Wär' es nur auf die beiden Frauen abgesehen! So tief mich ihr Schicksal um Deinetwillen ergreift — es ist doch immer nur das Unglück einer Familie. Aber, wie ich Dir sagte, es handelt sich um alle Theilnehmer jener protestantischen Versammlungen. Wessen Gesicht Sachicourt nicht erspäht, wessen Namen er nicht erlauscht hat, den wird die Folter verrathen.“

„Und kein Freibrief für Katharina und ihre Mutter? Nicht einmal Verbannung, indem sie Verzicht leisten auf ihr Habe?“ fragte Armand.

„Sachicourt will nicht das Vermögen der Braut allein, er verlangt die Braut selbst. Und er hält die Frauen zu fest umgarnt, als daß sie durch ein Thor von Brüssel gehen dürften, ohne daß es ihnen seine Unterschrift eröffnet. So lange Granvella in diesen Landen gebietet, heißt die Losung Derer, auf die er sein Auge richtet: Gehorchen oder Zerschmettertwerden.“

„So ist jede Hoffnung dahin. Alles was ich

thun kann ist: das Haus der Geliebten gegen die Schergen der Inquisition vertheidigen, bis mich ihre Spieße durchbohrt haben."

"Ein kläglicher, weil ein durchaus nutzloser Tod! Ich denke, Du sollst einen besseren Gebrauch von Deinen Armen machen und nicht bloß Katharina, das ganze Land gegen den Cardinal vertheidigen. Ob Dir die That „ungerecht“ erscheinen wird, das weiß ich freilich nicht. Mir kam der Gedanke dazu, als ich Granvella unter den heißen Thränen eines Vaters beschwor, Barmherzigkeit zu üben."

Armand Villet horchte gespannt auf. Dann rief er:

"Das Land vom Cardinale erlösen! Katharina retten! Gäß's einen heiligeren Beruf für mich? Aber der Erzengel selbst, der den Teufel überwand, würde sein Flammenschwert vergebens gegen Granvella erheben und stiege er vom Thurme des Rathhauses herab, den Kampf wider den neuen Höllenfürsten zu beginnen."

"Du hast Recht. Er ist ein neuer Fürst der Hölle. Aber ihn zu überwinden bedarf es keines heiligen Michael, nur eines muthigen Mannes," fiel Renard ein.

"Reichten die Kräfte eines Menschen aus, dann wäre der Mann gefunden," versetzte der Ritter.

"Ich hoff' es, daß er gefunden ist und schätze mich glücklich, den Plan entworfen zu haben, den Du ausführen wirst."

"Ein Plan — auf Tage, auf Wochen und Monate vielleicht hinaus berechnet, während morgen schon der eine Henker oder der andere sein Opfer ergreift!" wendete Armand ein und rang die Hände.

"Heute noch, wenn Du Dir die Kraft dazu zutraust, fällt Granvella von Deinem Stahle," sprach Renard in feierlichem Tone.

"Heute noch? — Aber wo find' ich ihn außer am Altare oder hinter den Trabanten der Hofburg?"

"Er selbst eröffnet Dir, getäuscht durch meine Vorspiegelungen, sein geheimes Kabinet. Du stehst ihm gegenüber ein Mann wider den andern. Kein Scherge wird Dich belauern, kein Diener Deine Faust zurückzuhalten vermögen. Nur vor Deiner Schwäche zittere ich."

"Vor meiner Schwäche! Eine Welt würd' ich zu erwürgen die Kraft haben, verwandelte sie sich in einen Mann, der mit mir um Katharina ringen möchte," versicherte Villet.

"Du wirst vor der That zurückbeben, ehe Du begonnen. Glatte Worte, freundliche Blicke, heuchlerische Thränen im Auge des Feindes werden Deinen Entschluß fesseln. Denn wisse — ich habe den Cardinal glauben gemacht, Du seist seiner Schwester Sohn."

"Ihr erschreckt mich durch die Farbe des Kleides, die Ihr gewählt, mehr als durch das Kleid selbst," sprach Armand zurückschauernd. "Den Mörder unter der Maske eines Blutsverwandten einführen! Das ist ein satanischer Gedanke!"

"Des Feindes würdig, den wir bekämpfen."

"Aber auch unserer selbst?"

"So suche Dir ein ritterliches Mittel — wirb ein Heer — biete Granvella auf offenem Markte Fehde. Der Sandplatz, auf welchem Du Deine Streiter versammelst, wird indeß von Katharina's Blute befeuchtet oder mit den Blumen geschmückt sein, die man Sachicourt's Hochzeit zu Ehren streute."

"Ihr bläst in eine Flamme, die schon zu wild lodert. Auch als der Neffe, für den er mich hält, stoß' ich ihm den Degen in die grausame Brust," entschied sich Armand.

"Es kommt nur darauf an, daß Du ihn nicht auch für Deinen Oheim ansiehst. Daß Adele Deine Mutter ist, weißt Du."

"Ihr Mund verrieth es nie. Aber ihre Miene, ihr Blick, die Liebe, die sie mir widmete, verriethen es mehr als die Aehnlichkeit ihrer Züge."

"Der Cardinal hatte eine Schwester gleichen Namens. Als wir noch Freunde waren, leistete ich ihm den Dienst, Adele Granvella aus einem Kreise zu entfernen, in welchem ein Bündniß unbekannt bleiben sollte, welches ohne den Segen der Kirche geschlossen worden war. Die Schwester des Cardinals ist längst verschollen. Denn sie verließ auch den Zufluchtsort, den ich ihr bestimmt hatte, und ist vermuthlich schon seit Jahren todt und begraben. Um Dir die Thüre zum Kabinete Granvella's zu entriegeln, habe ich jene Adele auferweckt und Dich, Armand Villet, ihr zum Sohne gegeben."

„Das ist ein Netz von Lügen, worin ich mich verwirre, ohne den Ausgang zu erblicken.“

„Du hast wenig von dem Geiste Deines Vaters, mein Sohn,“ sprach Renard mit beinahe verächtlichem Ausdrucke. „Aber es liegt in Deiner Hand, die Verhandlung mit dem Cardinale abzukürzen, sobald sie Dir lästig wird,“ fuhr er mit einer Geberde fort, die keinen Zweifel darüber ließ, was er unter der Abkürzung verstand. „Zunächst habe ich Alles so vorbereitet, daß Du nur die Verhältnisse Deiner Mutter, Deiner Erziehung und Umgebung anzuführen brauchst und der Cardinal wird in jedem Zuge seine Schwester erkennen.“

„Gott sei Dank, daß Eure Lüge keine Wahrheit, daß Adele de Montremy nimmermehr eine Granvella gewesen, daß vielmehr unter allen Villet's, deren Namen ich trage, Anton Perrenot Granvella nicht minder verhaft ist, als in Brüssel selbst.“

„Und jetzt vor einem Schritte, so wichtig, daß damit eine Epoche der niederländischen Geschichte abschließt, vor einer That, welche Dir, wenn sie gelingt, den Namen des Wilhelm Tell von Belgien verleiht, muß das Geheimniß zwischen uns verschwinden,“ ergriff Renard das Wort. „Armand, an mein Herz — ich bin Dein Vater, Adele von Montremy ist mir nicht bloß verwandt — sie war dazu bestimmt, mein Weib zu werden. Schon als Kinder waren wir einander verlobt — und wie innig liebt' ich Adelen, die mir dennoch vor der Welt niemals angehören sollte! Dir jene Handlung der Bosheit darzulegen, welche Simon Renard von Adelen trennte, dazu fehlt es in diesem Augenblicke an Zeit. Aber ich schwöre Dir, daß Du zugleich Deine Mutter und mich an Granvella rächst, wenn Du ihm Deinen Dolch in das falsche Herz bohrst — das schwör' ich Dir bei Gott, dem Allgegenwärtigen, und wenn Dein Vorsatz einer Erleichterung, Dein Gewissen eines Trostes bedarf, so wirf alle Schuld des Mordes auf mich. Auf meine Seele jede Verantwortung und Rechenschaft Deiner That.“

Armand gab sich der Umarmung Renard's mehr hin, als daß er sie erwiderte: „Mein Entschluß braucht der Unterstützung nicht. Granvella hat seine Person durch die Gewalt über das Recht hinausgestellt. Was bleibt dem Bedräng-

ten, den der Schutz der Geseze verläßt, als die Gewalt?“

„Für heute Abend nach der Vesper melde ich Dich beim Cardinale an. Du wirst ihn allein und auf eine zärtliche Familienscene gefaßt finden.“

Armand nickte dazu.

„Laß ihn nicht zu langen Reden kommen,“ mahnte Renard. „Seine Zunge ist geschmeidiger, als der Leib einer Schlange. Selbst die Täuschung über Deine Person könnte Dir gefährlich werden. Stoß zu, ehe er das Mitleid Deines Herzens erregt, Dich mit unverdienten Liebesworten berückt. Nicht für Dich allein stehst Du, Du sollst Dein Messer an eine Giftbeule des Landes setzen. Ist das Werk vollbracht, hast Du den Verhafteten in's Leben getroffen, so fliehe nicht eher, bis Du sein letztes Nöcheln gehört. Der Palast Egmont's nimmt Dich auf. Und wenn nicht schon in derselben Nacht eine Umwälzung aller öffentlichen Ordnung jede Verfolgung und Untersuchung der That und ihres Urhebers unmöglich macht, so magst Du weiter fliehen oder Dich verborgen halten, bis das Geschick der Niederlande entschieden ist.“

„Nicht ohne Katharina werde ich die Stadt verlassen,“ entgegnete Armand.

„Ueber der Leiche Granvella's bist Du der Gebieter Brüssels. Also mit oder ohne Katharina — nach Deinem Gutdünken!“

„Und jetzt laß mich gehen, damit ich mich vorbereite auf das Unternehmen,“ sagte Armand.

„Die beste Vorbereitung ist Einsamkeit. Ich wünschte, Du verbrächtest den Weg in stillem Nachdenken.“

„Nein, nein, Herr Renard. Ich muß Luft, Bewegung, Zerstreuung haben! Vor Allem — ich muß Katharina noch einmal sehen!“ erwiderte der Ritter.

„Mit der Dämmerung erwart' ich Dich hier. — Schweige gegen Jedermann — am ängstlichsten gegen die Frauen —. Thaten, wie die Deinige, wollen aus dem „Nachher“ betrachtet sein, nicht nach dem Vorsatze. Die Zusammenkunft dieses Nachmittags, die ich mit Granvella habe, bringt Alles in Ordnung, was Deinen Empfang bei ihm betrifft. Und wenn Dir das Herz schlägt

bei dem Gedanken an den Mord, so ermanne Dich bei der Erinnerung an den, welcher Dir dazu räth, an Deinen Vater.“

„Lebt wohl, Herr Renard. Mit der Dämmerung bin ich bei Euch.“

„Lebe wohl und sei standhaft, mein Sohn. Willst Du mir den Namen eines Vaters versagen?“

„Noch ist er mir nicht geläufig. Vielleicht nach dem Werke, welches ich unter Eurer Anleitung vollbringe.“

„Du beleidigst mein Herz durch Deine Kälte.“

„Ist eine Mordberathung das Mittel, die Liebe zu erwecken oder zu verdrängen?“

„Eigensinniger Thor! Um wessentwillen biet' ich Dir die Hand zu dem Unternehmen? Geschicht's für mich, oder für Dich?“

„Ich meine, für eine gerechte Sache! Lebt wohl.“ Armand ging, ohne die Erwiderung zu erwarten. Renard sah sich allein.

„Woher diese Scheu? dies Mißtrauen? Hätte die Natur eine Sprache, die sich nicht verfälschen läßt? Und fände vielleicht Granvella den Ton, der in Armand's Herzen wiederklingt? Worauf darf ich rechnen, wenn nicht auf den jähen Zorn des jungen Herzens? Er hat seine Mutter erkannt, sollte er eben so auch seinen Vater erkennen und an diesem plötzlichen Gefühle mein feingeschliffener Racheplan zersplittern? Ihr Dämonen des Hasses steht mir bei, daß ich nicht zum Stümper werde bei dem Ausgange eines fünf- undzwanzigjährigen Strebens. Den Vater ermorden lassen durch seinen Sohn — wäre die Genugthuung zu groß für mich? Zu groß? Nachdem Granvella mit gleicher Frechheit meine Liebe, wie meinen Ehrgeiz zertreten — zu groß? Und Adele, wenn sie einst erfährt, welchen Gebrauch ich von ihrem Vertrauen machte, wenn die Heuchelei meines Lebens entdeckt vor ihrem Auge liegt, wenn sie ihren Sohn entweichen sieht von der Leiche seines Vaters, so wird sie mir fluchen. Unter welchen Höllenschmerzen verfluchen wir! Ich habe die ganze Qual des Fluches empfunden, den ich Dir zuschleuderte, Adele, als Du mich verworfen hattest um des Priesters willen! Dir soll sie nicht erspart sein und Du sollst es mit Entsetzen erkennen lernen, welche

Freundschaften das sind, die aus verrathener Liebe empornwachsen.“

Während Renard sodann mit der nüchternsten Selbstbeherrschung die Anstalten traf, welche seinem Zwecke dienen konnten, irrte Armand wie berauscht durch Brüssel. Er klopfte an das Haus Katharina's. Ein fremdes Gesicht erschien an der Thüre, die für ihn verschlossen blieb. Schon hielt Hachicourt die Wohnung der Geliebten wie eine eroberte Festung besetzt. Durch die Stadt selbst ging eine unbestimmte Ahnung des neuen Unheils, welches über ihr heraufzog. Die Bürger verbargen ihren Kummer in einem düsteren Schweigen. Die feckeren Edelleute wagten laut zu drohen. Der Hof Margarethen's, durch den letzten verfehlten Versuch zur Entfernung Granvella's weniger niedergeschlagen, als erbittert, nahm Partei für den murrenden Adel. Die älteren Würdenträger der Kirche, durch die Einsetzung der neuen Bischöfe in ihren Rechten verletzt, standen feindselig wider die Bestzer der ihnen ent-rissenen Pfründen, von denen sich der Cardinal selbst nicht die magersten zugeeignet hatte. Endlich spiegelte sich sogar unter den Beamteten der Regierung die unheilbare Spaltung des Landes ab. Renard's Voraussicht täuschte nicht. Ein Funke, der in den aufgehäuften Zündstoff flog — und alle siebzehn Provinzen erhoben sich zum Umstürze der gegenwärtigen Verwaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst - Ausstellung in Paris

1844.

Obgleich es uns nicht schwer fallen würde, über die diesjährige Pariser Kunstausstellung durch Zusammenstellung der hier und da zerstreuten Berichte uns ausführlich auszusprechen, so sind wir doch eben so weit davon entfernt, das Urtheil dieser Berichte unbedingt zu unterschreiben, als überhaupt über Gegenstände der Kunst zu sprechen, wenn wir solche nicht aus eigener Anschauung kennen.

Es geben aber jene Berichte in ihrer Uebereinstimmung über Dieses und Jenes, was den Entwicklungsgang der französischen Kunst im Allgemeinen betrifft, zu interessanten Betrachtungen Veranlassung, um welcher willen wir auch unsere Ansichten darüber nicht verhehlen wollen. —

Fürs Erste hat die Ausstellung diesmal, hinsichtlich der Aufnahme von Bildern, durch eine unbeschränktere Zulassung, gegenüber einer früher ziemlich strengen Censur, einen durchaus andern Charakter angenommen; eine ganze Legion junger aufstrebender Künstler hat Zutritt gewonnen, dagegen haben sich viele namhafte Künstler diesmal ausgeschlossen, und dennoch ist eine Ausstellung von über 4000 Nummern (!) zusammen gekommen. Die Aufhebung der früheren Beschränkung soll höheren Orts gewünscht worden sein, und es ist dies um so auffälliger, da gerade von daher auch früher die Klage wegen Ueberfüllung der Ausstellungen gekommen war; es muß dann also doch das Schiedsgericht der Beeinträchtigungen und Nachtheile anderer Art zu viele herbeigeführt haben, wie denn dies auch wohl nicht anders zu erwarten. Es geht daraus hervor, daß dies der rechte Weg, die Kunstausstellungen zeitgemäßer zu gestalten, nicht war, so nothwendig eine solche Reform auf Grund der so eben erwähnten enormen Ueberfüllung auch erscheint.

Wir haben in einer frühern Nummer dieser Blätter der Mängel unserer Ausstellungen bereits gedacht, und wiederholen, daß, unserem Dafürhalten nach, sich

die Sorge des Staats und der Akademien nur auf Preisbewerbungsausstellungen für Schüler und jüngere Künstler beschränken, den Meistern aber die Ausstellung ihrer Werke selbst überlassen bleiben müßte. —

Eine noch größere Beachtung verdient eine Richtung, welche in neuester Zeit in der sogenannten Historienmalerei bei den Franzosen Mode zu werden scheint (leider müssen wir auch von Mode und Affectation sprechen, da eine von innern und äußern Anregungen hervorgegangene Begeisterung nicht so oft und nicht auf diese Weise wechseln kann). Sonderbarer Weise ist diese Richtung der christlichen Mythe zugewandt, und zwar ganz jenem Vorbilde der Deutschen aus dem vorigen Jahrzehent nachstrebend, das unserer Zeit zu so mannigfachen Verdächtigungen unserer Künstler Veranlassung gegeben. Ueberhaupt scheint es, als wenn die in neuester Zeit verbreitetere Bekanntheit der Franzosen mit den Productionen der Deutschen denselben manchmal einen Streich spielte.

Wie nachtheilig aber eine solche aus Nachahmungssucht entsprungene Modebegeisterung auf die Kunst und durch diese auf die Geschmacksbildung des Volkes wirken kann, sehen wir umgekehrt neuerdings bei uns an dem Wiederauferweckenwollen des Renaissance- und Rococostyls, der schon die abscheulichsten Mißgeburten von Uebermuth und Armseligkeit zu Tage gefördert hat und noch zu Tage fördern wird.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Temperamente und Instrumente. In seinem Buche: „Physiognomik“ bestimmt der Benedictinermönch Cölestin aus dem Kloster Banz in Baiern die für den Einzelnen nach Verschiedenheit seines Temperaments angemessenen musikalischen Instrumente in der Art, daß er für den Sanguiniker: Flöte, Geige, Clavier und Harfe — für den Choliker: Trompete, Trommel, Pauke und Cymbal — für den Melancholiker: Posaune, Trompete und Geige mit Dämpfer — für den Phlegmatiker: Orgel, Fagott und Bass zur Erlernung anrath. Da ist nun plötzlich einleuchtend erklärt, weshalb wir so viel mittelmäßige Spieler auf den einzelnen Instrumenten finden: diese entsprechen nicht ihrem Temperamente. Merkt's euch, ihr Eltern und Lehrer! 18.

Die neue Art der Gasbeleuchtung, welche in Paris erfunden ist und nach den bisher angestellten Versuchen sich als durchaus zweckmäßig bewährt hat, dürfte eine wohlthätige Reform in Art und Weise der

bisherigen Beleuchtung erzeugen und hat den Vortheil, daß sie überall anwendbar, und ohne Vergleich billiger ist, als die bisher gebräuchliche. Man destillirt nemlich aus den Steinkohlen ein Del, das in einen Behälter oberhalb der Lampenflamme gegossen wird, hier durch die Hitze selbst in Gas sich umsetzt und dadurch die Flamme nährt, in ähnlicher Weise, wie man dies im Kleinen bei den immerbrennenden Fibiibus, bei Nachtlampen u. schon angewendet. Man erspart hierbei die so kostspieligen Röhrenleitungen mit ihren Reparaturen, und dieser Beleuchtungsapparat ist in dem kleinsten Zimmer mit leichter Mühe herzustellen und zu benutzen; überdies sind die Steinkohlen nach der Destillation noch als Coke's zur Feuerung bei Dampfmaschinen zu verwenden, und die in solcher Weise gewonnene Flamme soll ein starkes, weißes Licht von großer Intensität erzeugen. 36.

Die Accidenzien der katholischen Geistlichkeit Irlands betragen, einer Berechnung des

Standard zufolge, an Beichtgelb 300,000 Pfd., für Trauungen eben so viel, für Taufen 33,333, für letzte Delung und Begräbnisse 60,000, für Messelesen 100,000 Pfd. Sterling. Rechnet man hierzu noch die Einnahmen aus Kirchencollecten mit 541,623, aus Pfarrecollecten mit 22,500, und den Zuschuß der Regierung zur Unterhaltung des Priesterseminars zu Maynorth mit 9000 Pfd., so stellt sich die erkleckliche Jahreseinnahme von 1,366,456 Pfd. Sterling heraus. 27.

Die Chinesen und die Europäer. Den Meisten kommt es ganz unglaublich vor, daß die Chinesen noch in Staatsverfassung, Religion, Wissenschaften, Künsten und Handwerken fast auf derselben Stufe stehen, wo sie schon vielleicht vor 2000 und noch mehr Jahren gestanden haben. Und doch ist es so; wenn Confutse, der 500 Jahre vor Chr. lebte, heut aus dem Grabe erstiege, so fände er Alles, wie zu der Zeit, wo er sein müdes Auge schloß. Beim ersten Blick erscheint es uns allerdings ganz frappant; allein wir sehen unsern eignen Falken nicht. Freilich sind unsere Wissenschaften, Künste und Gewerbe ganz etwas Anderes, als vor Jahrhunderten; auch unsere Regierungsform hat sich in ganz Europa, Rußland und die Türkei abgerechnet, sehr umgestaltet; dagegen ist unsere religiöse Bildung erst in allernuester Zeit anders geworden, und auch da nicht im Allgemeinen, sondern nur in Individuen, und nicht mit, sondern gegen den Willen der — Haushalter Gottes, wie sich die Glieder des Clerus so gern zu nennen belieben. Die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums gelten in der katholischen Kirche, wie zu der Zeit (im 16. Jahrh.), wo sie gefaßt und unterzeichnet wurden, und sie selbst repräsentiren nur die bereits von Constantin dem Großen bis auf Gregor d. Gr. eingewurzelten Lehren, also eine Stabilität von ohngefähr 1400 Jahren. Sehen wir uns in der protestantischen Kirche um, so ist es nicht viel anders, wie vor 300 Jahren, wo sie entstand, und die damals entworfenen Symbole — sollen heute noch gelten; am Willen zur Stabilität fehlt es in ihr so wenig, wie in der ältern Kirche, ja die Rückkehr zum dreihundertjährigen Glauben an Hölle, Teufel, Höllen- und Himmelfahrt, die aus Babel stammende *) Auferstehung des Fleisches und dergleichen, muß, laut Befehl, gleich den Kindern eingebläut werden. Fiat applicatio! In China ist ein Volk und eine Sprache; eine Sprache, die nirgends existirt, und kaum gelangte ein Fremder dahin; in Europa war stets reger Verkehr unter den vielen Völkern mit verschiedenen Sprachen. **) Konnten diese Völker

*) Götter, Geschichte des Urchristenthums, I. S. 131 und 199, besonders aber II. S. 87, 309 u. a. a. D.

**) Letzteres ist wichtig; verschiedene Sprachen vermitteln auch verschiedene Bildungsstufen und eröffnen ganz neue Ideen.

Jahrhunderte lang auf derselben Bildungsstufe in einer so wichtigen Angelegenheit versteinern, warum sollten es die Chinesen nicht in den übrigen Dingen? Das Ding sieht wunderbarer aus, als es ist. 2.

Die Todtenkapelle zu Wola. Das kleine Dorf Wola in der Nähe Warschau's, wo Polens Könige gewählt wurden, war im Jahre 1831 der Schauplatz des letzten, blutigsten Kampfes. Die Regierung hat hier zum Andenken an ihre Gefallenen eine Kapelle erbauen lassen, in der 6 zwanzig Fuß hohe überfilberte Tafeln aufgestellt sind. Die erste enthält in 2 Zeilen die Geschichte der polnischen Revolution, auf den übrigen 58 Zeilen u. auf der ganzen zweiten Tafel steht die Beschreibung der russischen Siege von 1830—1831. Die übrigen nennen alle Generale und Regimenter, die dem Kriege beiwohnten, rühmen bombastisch die Erstürmung Warschau's und geben die Zahl der im Feldzuge gebliebenen Gemeinen zu 1700 Mann — sage siebzehnhundert. Die Kapelle kostet 700,000 poln. Gulden. Das erschöppte Polen hat 150 Mill. Gulden Schulden zu verzinsen, zahlt jährlich 7 Mill. an die Kasse des Kaisers und eine Unmasse Pensionen an invalide russische Staatsdiener. Vae victis! 42.

Ein Calembourg. Zur Zeit, als die Absetzung des Erzbischofs von Köln, Droste von Vischering, alle Gemüther bewegte, warf Jemand die Bemerkung auf, dieser werde vielleicht Cardinal, wohl gar Papst werden zur Belohnung seines Eifers. „Nichts einfacher als dies,“ bemerkte ein Freund, „warum sollte er sich nicht Trost vom Fischerringe holen?“ Der Ring Petri ist bekanntlich ein Zeichen der päpstlichen Würde.

Methode! „In der Schlacht bei Wagram,“ erzählt ein alter Offizier, „rückte ein neuorganisirtes sächsisches Schützenbataillon zum Angriff auf eine österreichische Batterie vor. Die erste Kanonenkugel aus derselben schlug unschädlich durch einen Zwischenraum in den Reihen der Stürmenden, und sogleich rief ein alter Soldat: Methode! Das Bataillon lachte laut bei dieser Erinnerung an das beliebte Kegelspiel und die Batterie ward genommen, obgleich die späteren Kugeln keine — Methoden machten.“

Zu Kaiser Franz I. kam eine Deputation des Offiziercorps vom Regiment Erzherzog Johann Dra-

weise. Daß durch die Buchdruckerkunst die lateinische und griechische Sprache aus den Klostermauern in's Leben trat, hat der römischen Curie so viel Schaden gethan, als Luther und seine Zeitgenossen, und mit sehr richtigem Tacte verwehrt sie daher noch jetzt nach Möglichkeit das Lesen der alten Klassiker. Auf allen österreichischen Gymnasien z. B. sind nur Chrestomathieen gestattet, damit nicht philosophisches und republikanisches Gift in die jungen Gemüther kommt.

goner und hat um eine, dem Auge gefälliger Abänderung der Regimentsfarben (weißer Collets mit schwarzen Aufschlägen und Kragen). „Was haben's getragen bei Kulm,“ fragte nach einer Pause der Kaiser, „als Sie zuerst auf der Nollendorfer Höhe ankamen?“ — „Auch diese Farben,“ lautete die stolze Antwort. — „Da behalten's ja, was Sie haben, man könnt' sonst's Regiment mit wiedererkennen,“ war der Bescheid.

Ein Militärarzt in Algier. In eine der Baracken des Lazareths eingetreten — erzählt Constant in seinen Bildern aus Algier — fanden wir den Arzt bei der Visite. „Was fehlt Euch?“ fuhr er einen Kranken an. — Keine Antwort. — „Bei allen 500 Leuten, welche Krankheit habt Ihr?“ — Keine Antwort. — „Wenn Du nicht antwortest, so heile Dich selbst!“ — Ein starres Angucken von Seiten des Kranken, ohne daß dieser den Mund öffnet. — „Ah, es ist ein Wilder von der Legion, was thun, um sich mit dem Vieh zu verständigen?“ — Eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Müssen einen Wilden austreiben, der Ihre und des Kranken Sprache versteht.“ — „Wer macht dort Bemerkungen?“ — „Ich.“ — „Wer sind Sie?“ — „Ein Wilder, der die Pferdesprache,“ — so wird unsere deutsche genannt — „einige andere, so wie Französisch versteht und als Dolmetscher dienen will.“ — Wie gewöhnlich kurirte der unwissende Arzt auf Fieber.

Charakteristik Algiers. Algier ist die große Höhle des Lasters, wo Gemeinheit sich nackt im Gasfenkoth wälzt, um in frecher Lust den Ekel abzustumpfen; wo die Unsitlichkeit wie eine Bacchantin aus einer Ecke zur andern taumelt; wo die Nichtswürdigkeit nach allen Himmelsgegenden Bestellungen sendet und frisches Unkraut verlangt; wo die nackte Armut mit verzerrten Mienen wie ein dreibeiniger Scharfackel wacht und vom Reichthum, der wie ein Kampfhahn an ihr vorüberschreitet, bespöttelt wird; wo Gasfenbuben zur Unzucht einladen und der Mehen Nationalität und Signalement mit kreischender Stimme verkünden; wo Treue und Glauben sich in den Haaren liegen und von Beelzebub der Hölle zugeführt werden; wo die Ehrlichkeit verhöhnt und der Betrug beklatscht wird; wo man der französischen Freiheit den Kopf und die Beine abschneidet.

7.

Amock! Amock! Unter den Malayen Java's ist das Opiumrauchen ebenfalls eingerissen. Der Handel mit Opium ist zwar Monopol der Regierung, sein Preis bedeutend hoch und das Schmuggeln bei harter Strafe verboten, drei Umstände, die den Genuß nur

noch erhöhen. In einer solchen Rauchstube sitzt nun eine Zahl Malayen zusammen, die Pfeife wird mit starkem Tabak gestopft, angezündet und darauf die besonders zubereitete Opiumkugel gelegt. Der erste Raucher thut nun einen starken Zug, verschluckt den Rauch und giebt die Pfeife dem zweiten, so daß sie im Kreise herumgeht. Die Wirkung tritt bald ein — ein Haufen Trunkener liegt am Boden. Häufig tritt aber nach dem Erwachen ein Zustand förmlichen Wahnsinnes ein, der Malaye springt auf und stürzt, mit seinem Kris (Dolch) bewaffnet, auf die Straße, Alles Begegnende niederbohrend. In diesem Augenblicke ist er vogelfrei, der Ruf Amock! ertönt von allen Seiten und die Malayen eilen mit Lanzen dem Wüthenden entgegen und tödten ihn. Dieß ist das sogenannte „Tollmordrennen,“ das mehrmals in Trelawney's „Abenteuer in Ostindien“ vorkommt.

Unterschied zwischen Guizot und la Rochejaquelein. Dieser Letztere, der als Anführer der Royalisten 1794 in der Vendée fiel, rief beim ersten Auftreten seinen Leuten zu: „Vorwärts, wenn ich zurückweiche — tödtet mich, wenn ich vordringe — folgt mir, wenn ich falle — rächt mich!“ Guizot ist unbedingt größer als jener ritterliche Held, der in 10 Monaten 16 Schlachten gewann, denn er weiß „den Fuß vorwärts zu setzen, ihn anzuhalten und — wie ihm Billault in der Kammer zurief — auch zurückzuziehen“, denn trotz der 50 Niederlagen, die er in 4 Jahren erlitten hat, ist er doch nicht gefallen. Die Kunst zu leben ist größer als die zu sterben, ist seine Devise.

Pierre Leroux, der französische Schriftsetzer-Philosoph, der vor einiger Zeit mit der Idee hervortrat, die Druckkosten der Bücher und somit ihren Preis dadurch zu vermindern, daß bloß die Hälfte jedes Buchstabens gedruckt werden solle, indem jeder Leser das Fehlende leicht ergänzen könne, hat sich jetzt, wie das „Magazin für das Ausland“ erzählt, von der Redaction der revue indépendante gänzlich zurückgezogen, um in Ruhe an seiner Verbesserung der Buchdruckerkunst zu arbeiten. Tritt seine Erfindung wirklich ins Leben, so wird die Censur zur Unmöglichkeit und ihre bisherigen Verwalter können an die Abfassung ihrer Pensionsgesuche denken, denn ebenso leicht, als jeder schreibt, wird er dann gleich drucken können; Gedankenfreiheit und Pressfreiheit werden dann wahrhaft verschmelzen.

24.

J. S.